

Die Exoten des Museums

Von Prof. Alfred Kammer

Das Museum besitzt eine beachtenswerte Sammlung von Exoten aller außereuropäischen Erdteile. Sie wurde in ihrem Bestand nicht nur bedeutend erweitert, sondern auch neu aufgestellt. Denn vieles davon ist lange Jahre in Balgform in Laden verborgen gelegen. Nun ist es dermo plastisch und wissenschaftlich bearbeitet, ans Licht gezogen worden und wird manche Beschauer interessieren und erfreuen. Ein ausführlicher systematischer Katalog findet sich im vorliegenden Heft. An dieser Stelle soll diese Sammlung dem Leser in gemeinverständlicher Form vorgeführt werden.

Wir treten heran an die Exotennische. Vor ihrem Schaufenster steht ein kleiner Junge und drückt sein Näschen an die blanke Glasscheibe, an der es ein ephemeres Andenken hinterläßt. Im hellen Lichte der Scheinwerfer erglühn die Farben der schönen Vögel aus allen Teilen der Welt. Und er schaut wie zum erleuchteten, im Lichterglanz erstrahlenden Weihnachtsbaum hinein in die Fülle der absonderlichen, zuweilen bis ins Grotteske gesteigerten Formen. Denn was er bei uns an heimischen Tieren gesehen hat, ist meist weniger bunt bemalt und mehr eintönig. Da stehen sie in vielen Reihen neben- und übereinander und über dieses oder jenes Stück weiß ihm die Mutter mit einem Blick auf die erläuternden Tafeln gut Bescheid zu geben. Denn jedes trägt — genau wie der Schuljunge am Arm — auch eine Nummer. Schade, daß die Mutter Natur nicht auch ihren Geschöpfen solche Zeichen oder wenigstens einen Stern mitgegeben hat. Viel Kopfzerbrechen wäre den Forschern erspart geblieben. Da stehen sie, die hunderte von Exoten, die kleinsten nur von Schmetterlingsgröße und schillern gleich ihnen in edelsten Farbenreflexen oder prangen in wundervoller Musterung des Federkleides. Die größten aber übertreffen an Höhe den Menschen. Da sieht er Säugetiere mit einem Entenschnabel oder Stachelkleid und wieder andere, die fliegen können wie Vögel. Wenn diese bunt zusammengeraffte Gesellschaft auf einmal Leben gewänne, wie es Verfasser einmal träumte, das gäbe ein Spektakel, ein Quiet-

schen, Schnattern und Spotten, ein Brüllen und Brummen, daß einem Hören und Sehen verginge. Alle, die jetzt hier im engen Raume aufgestellt sind und unser Auge entzücken oder den Verstand ansprechen, kommen aus den entferntesten Winkeln des Erdballes und aus einer Zeit, in welcher eine Sendung aus Australien mindestens zwei Monate, aus Indien drei Wochen und aus Amerika etwa 10 Tage brauchte, bis sie hier einlangte. Die diese Tiere aber dort in ihrer fernen Heimat beobachteten und erlegten oder erwarben, waren ebenso naturbegeisterte als beherzte Männer. Sie scheuten weder Mühe noch Kosten, in ihren Besitz zu gelangen, sie zu konservieren, transportieren und endlich bestimmen zu lassen. In erster Reihe sind da unter den Spendern zu nennen die Namen Carl Meliska (Sidney), Franz Binder (Hermannstadt), der den dunklen Erdteil bereiste und der Schiffsarzt Dr. Johann Binder, der viele asiatische und amerikanische Stücke schenkte. Auch Dr. Carl Friedr. Jickeli, Dr. Arth. von Sachsenheim und Kgl. Hofjägermeister Aug. von Spieß haben manch wertvolles Objekt geschenkt. Aller dieser selbstlosen Gönner des Museums sei hier dankbar gedacht. — Die einen dieser Tiere ließen vor mehr als einem halben Jahrhundert im Australischen Busch ihr Lied ertönen oder schlichen auf schattenlosen Eukalypten ihrer Beute nach oder suchten in asiatischen oder amerikanischen Urwäldern ihre Nahrung, oder sahen in Aethiopien den Neger bei seinem Tagewerk. Ihre Lebenserscheinungen sind ebenso bunt wie ihr Kleid. Besonders bunt ist ihre Färbung in den tropischen Breiten, wo die Natur die prunkvollsten Farben auf ihre Palette genommen hat. Dabei ist von Interesse, daß die roten und gelben Farben der Vogelfedern immer durch eingelagerte Pigmente hervorgebracht werden, weiß wird durch Einlagerung von Luft erzeugt, dagegen beruht der wunderbare Schiller und das Blau und meist auch das Grün des Kolibris und des indischen Pfaues auf einer besonderen Anordnung der Teilchen, auf einer Blättchenstruktur. Diese blauen und grünen Farben werden daher auch als Strukturfarben bezeichnet, im Gegensatz zu den Pigmentfarben. Diese Federn sind im durchfallenden Licht, also z. B. unter dem Mikroskop, häufig ganz farblos, wenn dagegen das Licht sie auffallend trifft, treten jene prachtvollen Interferenzfarben auf. Das Mikroskop zeigt in diesen Fällen also nicht die Farben, wie sie das freie Auge sieht, sondern nur feinste Blättchen von wasserheller Beschaffenheit. Der beste Maler ist nicht imstande der Natur diese

Farbenpracht nachzumachen. Sie ist das Monopol der größten Künstlerin, der Natur. Mit zunehmender Breite und besonders in den Gebieten der prächtigen Nordlichter und herrlichen Dämmerungsfarben nimmt aber die Farbenfreudigkeit der Tiere ab, um in den boreal- und antarktischen Gefilden des ewigen Eises mit einem dieser Umgebung gleichgestimmten farblosen Weiß zu kapitulieren.

Die schönsten Farben hat jeweils das Hochzeitskleid.

Aus der großen Fülle der Erscheinungen wollen wir hier nur einige besonders beachtenswerte herausgreifen.

Da steht ein Pärchen kleiner Hühner. Stolz trägt der schöne Hahn den Kamm hoch, während seine Henne in bescheidenem Gewande vom Boden Körner aufzulesen scheint. Man könnte sie für eine Zwerghühnerrasse halten, denn sie sind an Größe und Färbung dieser fast gleich. Doch sind es asiatische Bankiwahühner und was sehr wichtig ist, die Stammeltern aller Hühnerrassen von den kleinsten bis zu den größten.

Am meisten aber ›ziehen‹ wohl die Papageien. Denn ihre Farbenpracht ist unerreicht. Ganz grüne Amazonen, der hochelegante Scharlachflügel mit komplementären Farben, grüne Loris mit gelber Schuppenfleckung, Allfarbloris, putzige Wellensittiche und der große amerikanische Arakanga mit seiner rumänischen Trikolore, oder im grauen Kleide der klügste aller Papageien, der Jako aus Afrika, und noch manche andere repräsentieren diese Ordnung. Ihren Greifzangen und Schnäbeln sieht man es an, daß sie gute Kletterer sind. Der Oberschnabel, welcher bei den Papageien auch beim Turnen mitarbeitet, ist sogar gelenkig in eine Furche des Vorderschädels eingliedert. Auf der Gaumenseite besitzt er dazu eine grobe Feile oder Raspel, welche das Fortrutschen der zu knackenden Früchte verhindert und zugleich den kurzen Unterschnabel stets abreibt, so daß er immer scharfschneidig ist und auch nie zu lang werden kann, denn bekanntlich wächst ja diese Hornmasse genau wie unsere Fingernägel immer nach. Manche Arten besitzen an der Zungenspitze einen feinen Pinsel, welcher beim Einführen in die Blumenschlünde den Nektar rasch und gründlich aufsaugt. Sie pinseln den Honig in so großen Mengen, daß er den erlegten Loris, wenn man sie an den Füßen aufhängt, aus dem Schnabel fließt. — Die meisten der 650 Papageienarten leben im tropischen Australien und Ozeanien. — Diese Vögel haben eine ganz erstaunliche Fähigkeit, alle möglichen Laute, Geräusche

und selbst die menschliche Sprache nachzuahmen. Sie sprechen, ohne von dem Inhalt etwas zu verstehen. Um so bewundernswerter ist diese Fähigkeit, denn nicht nur ganze Wortgebilde, sogar ganz lange Sätze können sie nachbilden und mit einem erstaunlichen Gedächtnis treu und lange festhalten. Besonders intelligente Papageien wenden ihre Sprache sogar richtig an, insoweit nämlich, als sie, wenn sie den Gruß »Guten Morgen« stets am Morgen hörten, ihn auch immer nur morgens anwenden. Ein aus dem Bauer ausgerissener Papagei hielt sich im großen Hausgarten auf und war durch die süßesten Schmeichelworte der Mädchen nicht zu bewegen, heimzukehren. Bei Eintritt kalter Witterung aber gab er klein bei und kam zurück. Sein Repertoire hatte sich um eine Glanznummer bereichert: er sprach die lockenden Rufe und Worte der Mädchen, die ihn so erfolglos riefen, fehlerlos und wie zum Hohne nach. Das Papageigeplapper kann einem unter Umständen zum Halse herauswachsen. In Budapest wurde Verfasser als Student stundenlang bei der Arbeit gestört durch einen benachbarten Papagei, der unermüdlich schwätzte: »Eins, zwei, drei — Zuckerbackerei«. Manche Papageien zeigen besonders hohe Begabung. Ein Sittich wurde gelehrt, eine Terz a—f von der Quart a—e richtig zu unterscheiden. Ludwig Heck berichtet über einen Papagei geradezu Unglaubliches. Die Amazone des Papageiführers Perzina beantwortete die Fragen, auf welche sie zu reagieren gewöhnt war, in jeder beliebigen Reihenfolge, kunterbunt durcheinandergestellt richtig. Sie sang ihm stets das jeweils geforderte Lied fehlerlos vor und seine Blaustirnamazone sang im Berliner »Wintergarten« sogar zur Orchesterbegleitung mit dünner, musikalisch nicht gerade sehr reiner Stimme das lange Lied: »Unser Kaiser liebt die Blumen«. — Die Papageien werden uralt. Ein Kakadu erreichte das respektable Alter von 81 und ein Graupapagei brachte es sogar auf 104 Jahre. — Papageien zu halten ist eine riskante Sache, da diese Vögel zuweilen an einer gefährlichen Infektionskrankheit, der Papageienkrankheit oder Psittakosis leiden, die auch auf den Menschen übertragbar und häufig von tödlichem Ausgang ist. 1929 ereigneten sich zahlreiche Ansteckungsfälle durch frisch eingeführte Papageien auf Menschen. Die Krankheit äußert sich in Form von Entzündungen der Lunge und schweren Störungen im Verdauungsapparat.

Ein anderer merkwürdiger Vogel ist der Jägerliest, von dem wir hier ein Pärchen sehen. Er hat die Größe einer Krähe und zählt

zu den Rassen wie die Mandelkrähe, der Bienenfresser oder die amerikanischen Pfefferfresser mit den Riesenschnäbeln. Dieser Jägerliest ist ein ganzulkiger Geselle. Man sieht ihn nie ohne seine Eehälfte auf einem Ast sitzen. Eine besonders ins Auge fallende Eigenart ist sein Lachen. Daher heißt er auch »Lachender Hans«. Fröhlich, mittags und abends erschallt sein kolkendes Gelächter und ewiges Geschwätz. Beim Lachen hebt der Jägerliest den Kopf hoch, spreizt den Schnabel auf und sein lachendes Geschrei steigt in immer höhere Lagen hinauf. Hat er einen guten Fang gemacht, so ertönt wieder sein lautes Siegesgeschrei, in welches alsbald auch seine Holde mit einstimmt. Mit lautem Gelächter fliegt unser zutraulicher Hans auf den vorüberziehenden Wanderer zu und beobachtet ihn neugierig beim Lagerfeuer und lauert, ob es nicht auch für seinen Magen etwas zu fischen gibt.

Da sehen wir auch die mörderische Würgatzel. Sie erinnert lebhaft an einen Nußhäher, hat aber gleich unsern Würgern, zu deren Familie sie ja gehört, einen Hakenschnabel. Doch ist er etwas komplizierter, da nicht bloß der Oberschnabel einen Haken hat, sondern auch der untere an der Spitze hakig nach innen gekrümmt ist. Prüfend überblickt auch die Atzel, wie unser Neuntöter, ihr Jagdrevier von einem dünnen Zweig aus und stürzt gelegentlich lotrecht hinab, um sofort mit ihrer Beute wieder aufzubäumen. Der Australienreisende Gould erzählt, wie er von einer Würgatzel lange verfolgt wurde, weil diese das Geschrei eines in Goulds Tasche verborgenen Vögleins vernommen hatte. Davon angelockt folgte sie über eine Stunde lang dem Jäger und kam ihm mit der größten Zudringlichkeit ganz nahe, als es dem gefangenen Vöglein gelungen war zu entkommen. Die Beute wird nach Würgerart an Dornen oder spitzigen Zweigen aufgespießt. Daher wird die Atzel in Australien auch »der Fleischhauer« genannt.

Zu den Singvögeln zählen ferner auch die herrlichen Paradiesvögel. Sie zeigen außer einer prachtvollen Gefiederfärbung einen bis ins Grotteske gesteigerten Federschmuck. Von den Hüften des großen und des roten Paradiesvogels — diese beiden sind hier zu sehen — strahlen, gleich einem Königsmantel, lange zerschlissene weiße oder karminrote Federfächer weit über den Hinterleib und Schwanz hinaus, und vom Stoß hängen zwei, fast $\frac{1}{2}$ m lange Schnurfedern in schönem Schwunge zu Boden. Diese bestehen nur aus Federkielen. Die Männchen zeigen eine besonders verschwenderische Pracht und ihre Kehle prangt in smaragdnenem Seidensamt. Aber dies Hochzeits-

kleid wird nach einigen Monaten, sobald die Flitterwochen vorüber sind, abgeworfen. Durch einen besonderen Hautmuskel kann dieser Federschmuck in Bewegung versetzt und beim Balzen zu gar wunderlichen Zeremonien gebraucht werden. Die Eingeborenen verwenden die schöne Zierat zum Schmücken ihrer Waffen. Die Schmuckfedern werden aber auch ausgeführt. 1910 wurden über 6000 Bälge im Werte von 180.000 Rm. aus Kaiser-Wilhelms-Land ausgeführt. Die ersten Paradiesvögel kamen wohl zur Zeit Linnés 1749, also 100 Jahre nach der Entdeckung Australiens nach Europa. Dieser Naturforscher bemerkt, daß ihm auf einer Reise nach Göteborg der Direktor der Ostindischen Kompanie einen Paradiesvogel schenkte. Das schillernde exotische Tier ist ihm ein Sinnbild für den Anbruch einer neuen Zeit von Wohlstand durch die neuen Verbindungen mit der weiten fremden Welt.

Unter den über 100 Arten der Paradiesvögel wollen wir einen besonders interessanten, hier ausgestellten, hervorheben. Es ist der Laubenvogel. Das pechschwarze, violett schimmernde Männchen hat die Größe einer starken Schwarzamsel. Zur Paarungszeit baut es aus Reisig einen Laubengang. Dieser hat mit dem Nest nichts zu tun. Dasselbe ist im Gebüsch versteckt. Die Laube ist bloß der Tummelplatz für das Balzspiel. Am Boden wird das Reisig dicht verflochten und in diesen soliden Unterbau werden sodann dünne Zweige derart eingesteckt, daß sie mit den Enden und Gabeln nach oben zu stehen kommen und einen grünen Tunnel bilden. Vor die Laube hat der aufmerksame Freier allerlei auffälligen Kleinkram, wie Muscheln, Steinchen, Blumen und dergleichen mehr gelegt und hier und dort bunte Federn in die Laubenwand gesteckt. Er ist eben ein liebestoller Verehrer. Ist das Kunstwerk vollendet, so rennt der Hahn mit balzend gesträubtem Gefieder schreiend um die Laube herum, so lange, bis das Weibchen, welches ein grünspechtartiges Kleid trägt, seinen Ehrenplatz in der Loge eingenommen hat. Jetzt ist aber auch der Höhepunkt des Paroxysmus erreicht und dem Hahn treten förmlich die Augen aus dem Kopfe. So buhlt er um die Gunst seiner Auserwählten. — Den Laubenvogel übertrifft an Eleganz der Königsparadiesvogel.

Eine besondere Anziehungskraft hat der australische Leierschwanz. Man wäre geneigt, ihn unter die Hühner zu zählen, würde nicht sein besonders hoch entwickelter Singmuskelapparat ihm

den Stempel des Singvogels aufdrücken. Sein Kehlkopf besitzt nicht weniger als drei Paare von Stimmbändern. Die Schwanzfedern des Hahnes erinnern an die losen Schmuckfedern der Reiher und werden während der Balz gleich einer eleganten Leier hochgetragen. Der Balzplatz ist ein kleiner, vom Männchen aufgeworfener Hügel. Seine Stimme weiß der Leierschwanz auf vielfältige Weise zu betätigen. Bald singt er ganz leise nach Art der Bauchredner, bald lockt er schrill und lautschallend. Auch ist er ein erstklassiger Spötter. Er vermag das Bellen eines Hundes genau so vollendet zu kopieren, wie er die Stimme der Menschen nachahmt, oder den Gesang der Vögel, Kindergeschrei oder das ohrenzerreißende Gekreisch des Sägeschärfens imitiert. Am meisten spottet er zur Paarungs- und Brutzeit. Da aber der eifersüchtige Vogel kein anderes Männchen in seiner Nähe duldet, so wird er oft das Opfer seiner Leidenschaft. Denn die Eingeborenen nähern sich ihm mit einem ausgebreiteten Leierschwanzstoß auf dem Kopfe und erlegen den wütend auf sie losstürzenden armen Tor; oder er fällt auf den nachgeahmten Lockton unweigerlich herein.

Die Neunfarben-Pitta aus Australien ist eine Prachtdrossel von der Größe einer Wasseramsel. Sie wird noch übertroffen an Schönheit von den ebenfalls australischen Kleidervögeln, aus deren herrlichen Federn die Eingeborenen prächtige Federmäntel anfertigen. Ihnen verwandt ist der kleine Panthervogel, dessen schönes Farbmuster alles andere in den Schatten stellt und ihm den Beinamen »der Diamant« eingetragen hat. Ebenso schön sind auch die zarten Staffelschwänze aus Australien, die auf pechschwarzem Grunde ein himmelblaues Schuppenkleid mit emailleartigen Reflexen zeigen, sowie die Türkisvögel und Pitpit, welche Dr. Arthur v. Sachsenheim uns von seiner Amerikareise mitgebracht hat. Auch die kleinen Weberfinken stehen nicht zurück an Mannigfaltigkeit der Musterung und an Schönheit der Gefiederfärbung. Sie bauen zwar nicht so kunstvolle Retortennester wie ihre afrikanischen Verwandten, werden aber gleichwohl aus bestimmten Gründen im System den Webevögeln angeschlossen und stehen auch den Finken ganz nahe, sind aber bedeutend kleiner und nur von der Größe unseres Zeisigs.

Die Honigsauger und Honigfresser. Zur Befruchtung vieler Blüten tragen außer den vor den Blütenkelchen schwirrenden Kolibris auch die sogenannten Honigsauger bei. Aus ihrem zarten Sichel schnabel strecken diese kleinen Vögel eine lange Zunge mit zwei

feinen Röhrcchen an der Spitze hervor. Diese Haarröhrcchen saugen infolge der Kapillarität im Augenblick den Nektar aus den Blütenkelchen. Bei den Honigfressern bildet die Zungenspitze einen zarten Pinsel, aus zahlreichen büschelig verzweigten Röhrcchen zusammengesetzt. Dieser feine Pinsel kann bis achtzig solcher Halbröhrcchen besitzen, wodurch die Saugwirkung bedeutend erhöht wird. Zu diesen australischen Honigfressern zählt auch ein ganz besonderer Kauz: der Prediger oder Priestervogel. Er hat die Größe einer Amsel und ein Kleid wie ein Geistlicher, schwarzen Talar und weißes Käppchen. Letzteres besteht aus einer schneeweißen Halskrause auf jeder Seite. Den Namen Prediger hat ihm aber auch sein merkwürdiges Gebaren eingetragen. Denn, auf einem Zweige sitzend, wendet er sich während des Singens wie ein Geistlicher links und rechts, ganz wie der Pfarrer auf der Kanzel, dann schüttelt er den Kopf, als wäre er mit etwas nicht einverstanden, dreht ihn bald auf die eine, bald auf die andere Seite, als wollte er diesen oder jenen ansprechen und fährt dann und wann ganz plötzlich jäh auf und schreit, als wollte er eines der eingeschlafenen Kirchenkinder aus dem Schlafe rütteln. Er lernt auch rasch Wörter nachsprechen oder eine Weise nachpfeifen, das Bellen des Hundes, das Gekreisch der Papagaien oder das Gackern der Henne nachahmen.

Zum Schluß wollen wir noch einige Bemerkungen über die Straußenvögel beifügen. Wir sehen in der Sammlung den größten, den afrikanischen Strauß, sodann den australischen Emu und den amerikanischen Nandu. Die Strauße sind gewaltige Renner, aber völlig flugunfähig. Daher besitzen sie am Brustskelett keinen Knochenkamm für die Befestigung von Flugmuskulatur, wie ihn nur die guten Flieger haben. Das Brustbein der Strauße ist flach wie ein Floß, das der Flieger gekielt wie ein Schiff. An Stelle von langen starken Schwingen finden sich hier nur feine zerschlissene, beim afrikanischen Strauß schwarze und weiße Schmuckfedern, welche wegen ihrer Schönheit stark begehrt sind. Diese wurden ehemals von freilebenden Straußen erbeutet. Heute züchtet man den Strauß in riesigen Farmen. Das Erbeuten der Federn ist aber eine gefährliche Sache, da sich der Riese die Beraubung nicht so ohne weiteres gefallen läßt und wo er hinschlägt, da wächst kein Gras mehr. Daher bedient man sich einer feinen List. Man legt ihm eine große schwarze Papiertüte vor, in deren Grund besondere Lekerbissen hineingegeben wurden. Über dem

Lockmittel ist aber das Papier mit Vogelleim bestrichen. Versenkt nun der Strauß seinen Kopf in den Schlund, so ist er im Dunkeln und daher ganz still. Nun kommt man von hinten ohne Gefahr an den frommen Strauß und schneidet ihm die schönsten Federn ab. »Verhängnisvoll war das Geschenk!« Der Emu gehört zu den Kasuaren und besitzt Bandfedern und zwar zweischäftige, schmale, etwa 12 cm lange Doppelfedern. An seinem verkümmerten Flügel sehen wir eine Kralle, ein Erbstück der Urvogel. Er rennt auf drei Zehen, während der afrikanische Strauß nur zwei besitzt. Die ausgestorbenen Moas von Neuseeland waren 3·5 m hoch und besaßen Eier von 125 Hühnereiern Inhalt. Das Ei des afrikanischen Straußes ist so groß wie etwa 25 Hühnereier.

Sehr eigenartig ist das Brutgeschäft der Emus. Der Emuhahn brütet selbst und ist zur Brutzeit sehr reizbar und wild und duldet nicht, daß sich die Henne um die Eier kümmert, da sie denselben und auch den Jungen nachstellen soll. Will sie legen, so setzt sie sich neben den Hahn, der nicht aufsteht, sondern das gelegte Ei mit dem Fuß rasch unter seinen Leib schiebt zu dem anderen Gelege. Nun brütet er 60 Tage ohne sich von dem Nest zu rühren und betreut nachher seine Jungen.

Ein Charaktervogel von Neukaledonien ist der Rallenkranich.

Wie wir sahen, bietet die australische Vogelwelt des Eigenartigen genug. Dazu ist es höchst seltsam, daß es weder Spechte, noch echte Finken gibt und auch Fasanenartige und Geier dort nicht vorkommen.

Wenn wir hier die Tierwelt Australiens besonders berücksichtigt haben, so geschah es, weil sie auch ganz besonders interessant ist. Denn Australien ist ein wahres Panoptikum insbesondere von Urweltrelikten. Dort leben heute noch niedere Säugerformen, wie sie zur Kreidezeit über alle Erdteile verbreitet waren und die dazumal die einzigen Säuger oder sagen wir lieber Haartiere überhaupt waren. Heute sind sie auf den vier anderen Kontinenten, mit geringfügigen Ausnahmen in Amerika, ausgestorben und an ihre Stelle die aus ihnen hervorgegangenen höheren Säugetierformen getreten. Nur fliegende Säuger, wie Fledermäuse und Flughunde und einige Nager, wie die australische Schwimmratte, die wir hier sehen, konnten allmählich über die Inselwelt Australiens erreichen. Die Kulturpflanzen und Haustiere, der Dingohund und die Schädlinge, Bienen und Hummeln sind durch Schiffe dorthin übergeführt und angesiedelt oder einge-

schleppt worden. Diese eigenartige Isolierung Australiens ereignete sich vor vielen Jahrmillionen zur Zeit des Mesozoikums oder Mittelalters der Erde. Eine gewaltige Naturkatastrophe von gigantischen Ausmaßen bewirkte eine Kontinentalverschiebung, wie sie später in derartigen Ausmaßen niemals mehr vorgekommen ist. Australien, bis dahin ein Bestandteil Ostasiens, löste sich von seiner alten Scholle los, um sich verschiebend und immer weiter abschwimmend einen besonderen Kontinent zu bilden. Hier aber waren auf dem beschränkten Lebensgebiete die Bedingungen nicht gegeben, welche in der alten Welt eine Höherentwicklung ermöglichten. Daher blieb die Säugerfauna auf der sog. Notogaea in den niedersten Formen und gleichsam in ihren Kinderschuhen stecken. Noch heute leben dort die primitiven Vorstufen der Säugetiere, deren Junge nach ganz kurzer Tragzeit in ganz unentwickeltem Zustand zur Welt kommen. Die Frühgeburt ist in Australien die Regel geblieben. Denn es ist noch nicht zur Ausbildung einer Plazenta gekommen, die bei den höheren Säugetieren das Nährorgan der Leibesfrucht darstellt und der Fruchthälter (Uterus) ist, wie bei den Vögeln, nur linksseitig funktionsfähig. Unter diesen Aplacentalen finden sich zwei Stufen, die durch Übergangserscheinungen einigermaßen verknüpft sind. Die unterste, den Reptilien noch nahestehende Stufe bilden die Kloakentiere mit vereinigter Darm-Urogenital-Mündung, die höhere die Beuteltiere, welche bedeutend stärker vertreten sind. Die niedersten Säuger, die genannten Kloakentiere, sind die Schnabeltiere. Sie sind noch eierlegend, wie die Schlangen u. a. Reptilien und Vögel. Die lederschalenigen Eier sind nicht größer wie die eines Sperlings. Die Jungen befreien sich aus der Eischale auf dieselbe Weise wie die Reptilien, z. B. wie die Ringelnatter. Das Eijunge besitzt einen herausstehenden Zahn, mit welchem es die Hülle zerschlägt und das Ausschlüpfen ermöglicht. Der Eizahn fällt dann, wie bei den Reptilien und Vögeln aus. Diese »Küken« sind aber noch richtige Embryonen, denn Junge kann man sie eigentlich gar nicht nennen. Die Schnabeltier-Mutter legt sich, sobald sie die zwei Jungen atzen will, auf den Rücken und setzt ihre Nachkommen auf die Stelle des Bauches, welche in einer kleinen Hautfalte aus hunderten kleinen Poren eine Nährflüssigkeit hervorquellen läßt. Die Jungen lecken dieses, aus Schweißdrüsen ausgeschiedene Eiweißsekret auf. Erst bei den höhern Säugern wird durch Umgestaltung von Talgdrüsen richtige Milch hervorgebracht. Etwas weiter

fortgeschritten und dem richtigen Säugetier schon näher stehend ist der Schnabel-Igel. Wohl fehlen auch diesem noch richtige Milchdrüsen und Säugeorgane. Aber das Weibchen besitzt schon eine bessere Bauchfalte; sie hat bereits die Form einer richtigen Bauchtasche angenommen. In diese wird das abgelegte, etwa 13×15 mm große Ei vom Boden hineingeschoben. Sobald dort das Junge die Pergamenthaut des Eies mit seinem Eizahn aufgeschlitzt und das Ei verlassen hat, wird es in dieser Tasche durch eine schleimige Flüssigkeit ernährt, indem sie vom Jungen aufgeleckt wird. In flüssiger Nahrung würde es ertrinken. Solange es aber noch im Ei ist, wird es durch die Nährstoffe desselben ernährt. Es ist also unrichtig, was früher angenommen wurde, daß das Junge im Ei von außen her durch die Eihülle hindurch auf osmotischem Wege seine Nahrung erhalte. Vor dem Erdrücken durch den gefüllten Darm der Mutter wird das Junge geschützt durch eine, dem Bauchskelett aufgesetzte Knochengabel, das charakteristische Merkmal aller niederen Säuger. Der Schnabeligel erinnert vielfach an unsern Igel. Er rollt sich wie dieser in Gefahr zusammen und ein besonderer Hautmuskel ermöglicht ihm, sehr lange in dieser Schutz- und Trutzstellung zu verharren und voll Zuversicht den Ausgang abzuwarten, denn »das ist der rechte Optimist, der jederzeit gerüstet ist«. Auch sonst haben die Schnabeltiere viel Reptilienähnliches. So z. B. den primitiven Blutkreislauf und geringere Bluttemperatur. Ihr Erstlingsgebiß erinnert an die Bezaehlung der ausgestorbenen Ursäuger und auch das Rabenschnabelbein der Reptilien, von welchen man sie ableitet, ist noch vorhanden.

Bedeutend höher stehen schon die Beuteltiere und man geht wohl nicht fehl, sie als Abkömmlinge der Kloakentiere anzusehen. Der Beutel ist eine verbesserte Auflage der Beuteltasche. Das etwa fingerhutgroße Känguruhjunge faßt das mütterliche Säugeorgan mit den Lippen. Sodann verwachsen seine Mundränder und bilden einen Schlauch um die Zitze und bleiben lange Zeit mit dieser vereinigt. Ein ungestörtes Atmen wird ermöglicht durch Verschiebung und Hinaufrücken des Kehlkopfes in die Nasenhöhle. Ein Ringmuskel der Zitze melkt dem Jungen die Milch in den Schlund. Das Riesenkänguruh ist seit jeher Gegenstand eifriger Nachstellungen gewesen. Obwohl es durch seine bis 10 Meter weit ausholenden Sprünge die Verfolgung reichlich erschwert, so wird es endlich von den Hunden doch gestellt, wobei es sich mit den Hufen energisch zur Wehr setzt. Auch die scharfe Kratz-

waffe seiner Hand hat schon manchen Hund den Angriff teuer bezahlen lassen. Die Jagdhunde tragen am Hals eine mit Gras verstopfte Schelle. Auf das Kommando »Hie Bois!« beginnt eine tolle Jagd, wobei das Grasbüschel herausfällt und die Schelle laut erklingt und anzeigt, wo sich der Hund befindet. Das junge Känguruh schlüpft, wenn es Schutz oder Wärme sucht, in den Beutel der Mutter. Früher glaubte man, es schlüpfte in den Bauch hinein. Dies glaubte noch sogar Linné vom Opossum. — Ein gar drolliger putziger Kumpan ist der Koala oder Beutelbär. Schwanzlos und mollig wie ein Teddybär klettert er zwar sehr bedächtig aber außerordentlich sicher mit seinen Zangenfüßen in die höchsten Wipfel der australischen Eukalypten. Wegen seiner Langsamkeit heißt man diesen Phlegmatikus auch das australische Faultier. Sein Junges schleppt er huckepack ein volles Jahr lang mit sich herum. — Da sind noch die Kusus und Beutelmarder, die kleinsten dieser niedern Säuger sind die Kletterbeutler. Sie sind regelmäßige Blumenbestäuber. Der kleinste Säuger und der kleinste Vogel lebt von Blumen und viele Blüten sind für ihre Bestäubung auf den Besuch dieser Heinzelmännchen aufs feinste angepaßt. Wir sehen hier den nur 14 cm (Gesamtlänge) messenden Zwergflugbeutler, auch australisches Opossum genannt, mit gut sichtbarem Beutel und Federschwanz. Er lebt vom Zuckersaft der Blüten der immerblühenden Eukalypten.

Hier wollen wir nicht vergessen, daß die Sammlung auch ein amerikanisches Beuteltier, von dem oben die Rede war, aufzuweisen hat. Es ist die diebische Beutelratte, das Opossum. Es hat die Größe eines Marders und ein schütteres schwarzbraunes Fell. Ein langer Rattenschwanz veranlaßte seine Benennung. Es ist ein verhaßter Geflügeldieb. Wo es einbricht, hinterläßt es einen Pestilenzgestank. Seine Verstellungskünste sind geradezu fabelhaft. In Lebensgefahr wirft es sich nämlich wie tot nieder und sperrt wie ein Aas das bleckende Maul auf, wobei in seinen Augenschlitzen das Weiße sichtbar wird. Es ist vorgekommen, daß man solch ein schwindlerisches Scheusal am Schwanz faßte und auf den Mist warf. Dort blieb es so lange wie krepirt liegen, bis es sich in Sicherheit bringen konnte. Ein schönes Schulbeispiel für Mimikry. Es handelt sich hier aber nicht um bewußtes Verstellen, sondern um Schrecklähmung, wie bei den Seeottern und bei vielen Insekten.

Von den niedersten Säugern wenden wir uns nun zu den höchst-

stehenden: den Affen. Man kann sie nicht besser charakterisieren, als es Carl v. Linné getan hat, als er aufgefordert wurde, für den königlichen Tiergarten sehenswerte Anschaffungen vorzuschlagen.

Linné begründete seinen Vorschlag, Affen anzuschaffen, wie folgt: »Denn, Scherz bei Seite, keine sind so ergötzlich, so seltsam und verschieden und für alle Welt putzig. Eine Comedia mag so lustig sein, wie sie immer will, wenn der Narr hervortritt, erhalten alle Spectatores neues Leben. Der Schöpfer hat die Welt zu einem Theater gemacht. Dort hätte vieles gemangelt, wenn nur etliche Menschen Harlekin spielten und nicht noch manche andere dazu.«

Von diesem lustigen Volk sehen wir hier eine Meerkatze und zwei winzige Pinseläffchen. Das Affenvolk der Meerkatzen bewohnt, wie die Papageien, die Gebiete Afrikas um den Wendekreis. Und wo Papageien schreien, dort fehlen auch die Affen nicht. Unter Führung eines Leitaffen unternehmen sie ihre räuberischen Plünderzüge. Auf dem höchsten Ausguck des Urwaldes rekonosziert der Leitaffe das Gebiet. Dann führt er die Bande, welche ihm auf den gleichen Zweigen nachfolgt, von Baum zu Baum und schließlich ins Maisfeld hinein. Dort gibts ein hastiges Brechen von Kolben, die Bäckentaschen werden mit Körnern gestopft, wobei sie viel mehr zerstören, als was sie verwenden. Der Alte sichert von Zeit zu Zeit und die Jungen balgen sich derweil. Endlich nimmt jedes 4—5 Kolben noch auf den Weg mit unter den Armen und in Händen und Füßen und die Jungen an dem Bauch. So rennt die Diebesbande in den schützenden Urwald zurück. Dort beginnen sie sich gegenseitig von Disteln und Schmarotzern zu putzen und zu lausen. Ein probates Mittel, sich die Zudringlichen von Haus und Hof zu verscheuchen, ersann ein Farmer. Er ließ einen mit Affen besetzten Baum seines Gartens fällen. Die Jungen wurden gefangen und mit Honig und Brechweinstein angestrichen und dann freigelassen. Die Alten kamen bald und reinigten ihre Lieblinge mit der Zunge. Das gab einen Anblick für Götter. Denn bald wirkte das Brechmittel und es gab lange und verzerrte Affengesichter wie sie sich die lebhafteste Phantasie nicht vorstellen kann. Die Affen kamen aber nie wieder.

Besonders reizvoll sind die kleinen Pinselohrääffchen der Neuen Welt, die zu den Krallenaffen zählen. Sie lassen sich leicht zähmen und schleppen Watte oder Wollsachen, die man ihnen reicht, in einen Winkel des Käfigs zusammen und wissen sich damit recht mollig ein-

zurichten. Sechs Uhr abends begeben sie sich pünktlich auf ihr Nachtlager, welches sie sechs Uhr morgens verlassen. Nie verunreinigen sie dasselbe. In Gefangenschaft macht sie ihr ohrenzerreißendes Pfeifen oft recht unangenehm. Sehen sie etwas Ungewöhnliches, z. B. den Schatten eines vorüberfliegenden Vogels oder Papierdrachens, oder einen Hund, so schnattern sie nervös wie die Elstern und werfen bei eingezogenem Kopf den Oberleib hin und her wie ein lauernder Mensch. Die Mutter ist zu ihren Jungen nicht sehr zartfühlend. Sobald sie sie gesäugt hat, reißt sie die Kinder von sich los und erinnert den Gatten mit Zanken und Kratzen so lange an seine Vaterpflichten, bis er sich der armen Kleinen annimmt und sie auf seinen Rücken kraxeln läßt. Er ist überhaupt viel besorgter wie die Mutter. Im Zorn machen sie lange Gesichter und schnattern und stottern und trachten, den Störenfried mit den Pfoten zu traktieren. Diese Äffchen legen eine große Intelligenz an den Tag. Beim Anspringen an den Käfig hatte eines die Türe zugeschlagen und konnte nicht hinein. Seitdem überkletterte es stets die Türe und umging sie langsam und vorsichtig. Als der Ofen einmal unversehens gebrummt hatte, wollte es den warmen Platz nicht mehr benützen. Ein Äffchen fuhr zornig auf alle Menschen los, die sich seiner Herrin näherten. Einmal sah es, wie diese beim Lesen eines Briefes Tränen vergoß. Seither wurde es jedesmal traurig, wenn ein Brief einlangte und fuhr kreischend dem Stubenmädchen in die Haare, sobald es einen Brief brachte. Die Affen haben eine feine Witterung für Naturkatastrophen. Ein Äffchen gab auf dem Schiff, welches es aus Übersee nach Europa herüberbrachte, auf hoher See seinem Herren keine Ruhe und klammerte sich ängstlich an seine Beine, obwohl keine erkennbare Veranlassung vorlag. Endlich gab der Mann dem Drängen nach und zog sich mit ihm nach der Kabine zurück. Bald brach ein furchtbarer Sturm los und schlug auf dem Schiff alles kurz und klein. Das Äffchen hatte das Aufkommen des Sturmes zeitig gewittert und sich und seinem Herren durch sein Verhalten das Leben gerettet.

Eine solche Wettervorahnung zeigen auch die Sturmvögel. Der Albatros flüchtet viele Stunden vor dem Seesturm auf ein schützendes Schiff. Auch von diesem $4\frac{1}{2}$ Meter klaffenden Riesenvogel hängt ein Kopfbruststück in unserem Exotenkabinett.

Unter den Säugetieren sehen wir endlich in dieser Sammlung auch den kleinsten Hirsch. Es ist der geweihele javanische Zwerghirsch

und nicht größer als ein Rattler. Interessant ist an diesem filigranen Tierchen seine niedere Stellung im System der Hirsche. Vor vielen Jahrhunderttausenden waren die Urahnen der heutigen Geweihträger noch klein und geweihlos. Dafür besaßen sie aber im Oberkiefer lange Eckzähne, die sogenannten Granen. Diese konnten sie als gefährliche Waffe im Kampfe gebrauchen. Auch bei den heutigen Hirschen tritt, wenngleich sehr selten, dieser Eckzahn als altes Erbe noch auf und ist eine hochwertige Jagdtrophäe. Unser kleiner Miniaturhirsch aber führt ständig diese Granen, wenngleich nur in bescheidenen Ausmaßen, in seiner Garnitur. — Nach den geweihlosen Granenhirschen des Tertiär erschienen dann die Spießhirsche, ihnen folgten die Gabelhirsche und auch die Größe nahm mit der Sprossenzahl zu, bis endlich die vielsprossigen heutigen Hirsche die Weltbühne betraten. Dieser kleine javanische Zwerghirsch ist auf der Tertiärstufe stehen geblieben. Die Entwicklung des heutigen Hirsches vom Kalb zum Vielender (Ontogenese) zeigt aber den gleichen Werdegang wie die Stammesgeschichte (Phylogenese) und wiederholt in Kürze einen Entwicklungsgang von Aeonen.

Aber wir wollen die Geduld unserer Leser nicht länger auf die Probe stellen und eilen daher zum Schluß. Doch können wir es nicht unterlassen, an dieser Stelle ein Wort über die Systematik zu sagen. Sie ist wohl vielen der Inbegriff der Pedanterie. Und doch kommt die Wissenschaft ohne sie nicht aus. Denn sie ist das Mittel, die Millionen von Formen des Pflanzen- und Tierreichs nach ihren verwandtschaftlichen und stammesgeschichtlichen Beziehungen zu übersehen und der Wissenschaftler und mit einiger Schulung auch der Naturfreund vermag sich durch dieses Hilfsmittel zurechtzufinden und jedes Stück richtig einzuordnen. Das verdanken wir heute dem natürlichen System. »Natürlich« heißt es, weil in demselben die nächststehenden Verwandten entwicklungsgeschichtlich neben- und hintereinander aufgestellt sind und so, mit Einschluß auch der längst ausgestorbenen Formen, ein Stammbaum von grandiosen Ausmaßen geschaffen wurde, in welchem man vom Individuum ausgehend über die Varietät zur Art und Familie, sodann Gattung, Ordnung und endlich zur Klasse gelangt, um dann im Reich alles zusammenzufassen. Das natürliche System ist aber eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts. Bis dahin herrschte Linnés künstliches, auf rein äußerliche Merkmale aufgebautes System, eine katalogartige Zusammenstellung oft gar nicht

zusammengehörender Formen. Und doch war Linnés System in der Barockzeit eine wissenschaftliche Glanzleistung, eine ehrfurchtgebietende Großtat des 18. Jahrhunderts. Auf dieses System ist dann alles Spätere aufgebaut worden. Dem Schweden Carl v. Linné gebührt das unsterbliche Verdienst, in das Chaos seiner Vorzeit mit ordnender Hand eingegriffen zu haben. Er konnte naturgemäß von einer Entwicklungsgeschichte und Entwicklungslehre keine Kenntnis haben, ist sie doch ein Kind des 19. Jahrhunderts. Linné stand noch, wie alle seine Zeitgenossen, auf dem Standpunkt des alttestamentlichen Schöpfungsdogmas. Alle Lebewesen sind beim Schöpfungsakte aus der Hand des Schöpfers gleichzeitig hervorgegangen. Dies war Linnés Standpunkt. Er glaubte nun, in dem System, welches er geschaffen, den vom Schöpfer vor der Schöpfung bereits fertig geplanten großen Programmentwurf entdeckt zu haben. Darüber war er ebenso glücklich als stolz. Stolz, der erste Mensch zu sein, dem es gelang, diesen großen Plan des allweisen Schöpfers entdeckt zu haben. Dieser Plan ist Linnés 1735 erschienenes weltberühmtes »Systema naturae«. So ist denn Linnés Naturbetrachtung zugleich Gottesdienst gewesen und war ihm nicht nur hoher ästhetischer Genuß, sondern zugleich Erbauung. Und wir finden ein ähnlich hohes Empfinden in der schönen Ode seines Zeitgenossen Friedrich Klopstock »An den Züricher See«, wo er sagt: »Schön ist Mutter Natur deiner Schöpfung Pracht auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt.« Auch Goethe ist tief ergriffen von der Großartigkeit der Schöpfung und verleiht seinem Empfinden Ausdruck in den Worten: »Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.«

Benützte Literatur:

1. Brehms Tierleben.
2. Meerwarth: »Lebensbilder«.
3. Knut Hagberg: »Carl Linnaeus, ein großes Leben aus dem Barock.« H. Govert-Verlag, Hamburg 1940.
4. »Forschungen und Fortschritte«, 1941.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Verhandlungen und Mitteilungen des Siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften zu Hermannstadt. Fortgesetzt: Mitt.der ArbGem. für Naturwissenschaften Sibiu-Hermannstadt.](#)

Jahr/Year: 1941/1942

Band/Volume: [91-92 2](#)

Autor(en)/Author(s): Kamner Alfred

Artikel/Article: [Die Exoten des Museums. 10-25](#)